

Wandern in den schönen Hügeln, wo das Böse schlummert

Während des Genozids 1994 war Rwanda die Hölle. Jetzt scheint alles gut. – Ein Versuch, die Abgründe eines Landes zu erlaufen.

VON MICHAEL SCHILLIGER



Am anderen Ufer des Kivusees liegt Kongo-Kinshasa. Der «Congo Nile Trail» führt entlang des rwandischen Ufers, durch eine Gegend, in

Manchmal ist das, was fehlt, das Beunruhigendste an einer Reise. In Rwanda bestimmt: Hier gibt es am Strassenrand keine Stände mit Holzkohlegrills, auf denen Spiesschen braten, keine Boxen vor den Läden, aus denen klirrende Musik schallt, kein Gehepe, kein Geschrei, keine Bettler, kein Chaos.

Das ist unheimlich. In jeder freien Gesellschaft gibt es Armut, Kriminalität, chaotische und lärmige Ecken. In Afrika sowieso.

Vielleicht ist Rwanda das einfachste, das schönste Reiseland, das man sich vorstellen kann. Die wichtigen Strassen sind asphaltiert. Die Busse nicht überladen. Das Klima angenehm. Kaum je bedrängen einen Strassenkinder oder Bettler. Das Land ist sicher, nachts in Kigali herumlaufen – kein Problem. Die Landschaft ist überwältigend. Und vor allem nicht wie in den Nachbarländern von Plastikflaschen und -säcken übersät. Kurz: Alles scheint wunderschön.

Niedergebrannte Fundamente

Aber da ist zugleich etwas, was man nicht beschreiben kann, weil es nicht mehr da ist – und doch nachwirkt. Man reist nicht durch Rwanda, ohne zu wissen, was hier 1994 geschah. Hier, in diesen gelb-grünen Hügeln, metzelten Nachbarn während knapp hundert Tagen einander nieder, schnitten sich gegenseitig mit Messern Gliedmassen ab. Fast eine Million Menschen kamen im Genozid ums Leben. Manchmal passiert man am Dorfrand eine Reihe niedergebrannter Fundamente, nie mehr angetastet, von Gras langsam überwuchert. Wer lebte hier? Und wieso hat das nie jemand abgetragen?

Vielleicht ist Rwanda das grauenhafteste Reiseland, das man sich vorstellen kann.

Ich bin durch Rwanda gereist, und die Reise hat mich verstört. Ich wusste nicht, was ich vom Land und von seinen Bewohnern, die entweder Opfer oder Täter waren, halten sollte. Also machte ich mich auf an die Landesgrenze, weil man eine Gesellschaft wohl eher versteht, wenn man an ihrem Rand steht.

Der «Congo Nile Trail» führt entlang des rwandischen Ufers des Kivusees, der Rwanda von Kongo-Kinshasa trennt. Er führt durch Hügel, in denen Tausende niedergemetzelt wurden, und entlang lauschiger Buchten mit sauberen Stränden. Ich hoffte, dass ich während ein paar Tagen zu Fuss auf dem Land würde verstehen lernen, was ich zuvor gesehen und gehört hatte. Nur drei der insgesamt zehn Etappen würde ich zu Fuss gehen. Denn ich musste mein gesamtes 17 Kilogramm schweres Reisegepäck auf dem Rücken tragen.

Drei Tage später. Endlich, hinter der dritten Türöffnung, im Dunkel einer Art Laden, verbirgt sich meine Rettung: Nahrung, Mittagessen, etwas Energie nach vier Stunden wandern, hoffentlich genügend, um bis am Abend durchzuhalten.

Natürlich hätte ich es voraussehen können: Einfach loszuwandern, ohne sich vorher zu überlegen, wo und wann ich wohl Essen und Trinken herbekommen könnte, war töricht gewesen. Erst recht in Afrika.

Aufwühlende Fotos

Die Luft im schummrigen Laden ist stickig. Aber vor mir liegen auf Plastiktellern Bananen, süsse Teigklumpen namens Mandasis, die nach Frittieröl stinken, Fanta und Tee, der zur Hälfte aus Zucker besteht. Ich tunke die Teigklumpen in den Tee und verdränge den Gedanken an die Apathie, die auf diesen Zuckerschok unvermeidbar folgen

wird. An der Wand hängen Kinderfotos, ein Bild der Familie, und in einem Rahmen, schief an einem Nagel, mehrere Fotos eines jungen Soldaten mit blauem Helm in einer Wüste, einer von Rwandas Blauhelmsoldaten.

Schon einmal hatte ich auf dieser Reise solche Fotos von lächelnden Menschen gesehen. Es war in der Hauptstadt Kigali gewesen, im Genocide Memorial.

Das Memorial ist ein unauffälliger Bau, an einen der unzähligen Hügel Kigalis geklebt. Ein paar Häuser, davor Terrassen mit Rosenstauden, die über Grabplatten wuchern. Darunter die Gebeine von zweihunderttausend Toten. Ein sternförmiger Raum bildet das Herz des Memorials. Er ist dunkel, nur die Sternzacken sind sanft ausgeleuchtet. In ihnen hängen Fotos von Frauen, Kindern, Männern, jung, alt, in Batikkleidern, Hawaiihemden, gewöhnlichen T-Shirts, mit Sonnenbrille posierend, Familien, ein Paar mit gestylen Frisuren, sich umarmend, Schwarz-Weiss-Bilder oder Farbfotos, verschwommene Fotos und überbelichtete. Da, ein junger Mann in Uniform, vielleicht ein Bild, das er seiner Freundin nach Hause geschickt hat?

Es ist eine einfache Ausstellung. Doch sie wühlt auf. Nicht nur, weil all die Menschen auf den Fotos tot sind. Sie nehmen dem Genozid diese Aura des Unzivilisierten. Es waren nicht wilde Horden in einem dunklen Dschungelstück, abgeschnitten von der Aussenwelt, die 1994 übereinander herfielen. Es waren Menschen, die genauso lebten, feierten, sich inszenierten und für Fotos posierten wie wir. Eine Gesellschaft mit einer Vor-Instagram-Bildkultur. Doch das alles macht den Genozid nur noch verständlicher. Gerade weil es diese Fotos gibt, fällt es schwer, das, was damals während hundert Tagen geschehen ist, als etwas abzutun, was wir nicht verstehen





der während des Genozids Tausende niedergemetzelt wurden.

MAURITIUS

können, ja nicht verstehen müssen, weil es zu weit von unserer Welt entfernt ist.

Während ich über der braunen Sandpiste den Buchten des Kivusees entlang wandere, denke ich an diese Bilder zurück und an den Mann, der mir vor dem Memorial erklärte, dass das alles glücklicherweise der Vergangenheit angehöre. «Heute sind wir alle einfach Rwander», sagte er, «nicht Tutsi oder Hutu». Heute sei alles gut. Ich nickte. Und dann fügte er schnell hinzu: «Aber ich bin natürlich ein Tutsi.»

Pause in der Sonne. Ich sitze im Gras am Wegrand. Der Schatten ist spärlich, Holzfäller haben den Hügel von seinen Bäumen befreit. Gespannt schaue ich einem Mann zu, wie er mit einer Motorsäge immer wieder ansetzt, einen zwei Meter dicken Baumstamm zu durchtrennen. Unten im Tal fließt ein Bach, an dessen Ufer eine Gruppe Männer Holzkohle in Säcke packen. Der Geruch von Kohle umgibt mich. Irgendwann döse ich weg. Dann weckt mich ein Räusperrn.

«Pastor Joseph», stellt sich ein alter Mann auf Französisch vor. Ob ich mit ihm gehen würde. Er sei auf dem Nachhauseweg von seiner Kirche, einer Pfingstgemeinde. Ich stehe auf, und wir gehen los, langsam, und wie bei jeder Begegnung in Rwanda frage ich mich, wer Pastor Joseph wohl sei – und wer er war. Damals, vor fast 24 Jahren.

Tanz um das Offensichtliche

Die Begegnungen mit Rwandern sind immer ein Abtasten. Als ob man das, was man zu erfahren versucht, fürchten würde. Joseph sagt, er sei damals nach Kongo geflohen, «hier, direkt über den See». Schon frage ich mich, ob er wohl ein Hutu war, einer der Mörder, von denen viele nach dem Massenmord aus Angst vor der Rache der Tutsi nach

Die Begegnungen mit Rwandern sind immer ein Abtasten. Als ob man das, was man zu erfahren versucht, fürchten würde.

Kongo flüchteten. Dann sagt Joseph, er habe Rwanda bereits im Mai 1994 verlassen, und ich bin etwas erleichtert, denn damals war das Morden noch im Gang. Wer im Mai floh, war wohl Tutsi.

Das Gespräch ist ein Tanz um das Offensichtliche. Ich könnte ihn fragen, ob er Tutsi oder Hutu sei. Aber es erscheint mir unhöflich. Stattdessen reden wir abstrakt über Sünden und Vergebung.

In Kongo, auf der Flucht, habe er einen Sohn an die Cholera verloren, erzählt er. Aber das mache ihm nichts. Denn wenn Gott vergebte, müsse auch er vergeben. «Denn Gott vergibt alles.»

Seine Verklärung nervt. Und die Sonne brennt mir auf den Kopf, der Rucksack drückt.

«Gott vergibt also wirklich alles?»

«Ja, wenn man es ehrlich gesteht, beichtet.»

«Alles? Auch das Schlimmste? Dann ist ja alles gut, für Rwanda. Ich meine, wenn Gott sogar einen Völkermord vergibt.»

«Er vergibt alles. Du musst ihm nur trauen.»

Eine Weile gehen wir schweigend nebeneinander her. Pastor Joseph scheint unbekümmert. «Heute ist alles gut in Rwanda. Dank Präsident Kagame. Schau, da», er streckt seinen Arm aus und zeigt auf eine Reihe niedriger Häuser, deren Wellblechdächer zwischen Bananenstauden aufblitzen, «das sind die Häuser der Witwen.»

«Der Witwen?», frage ich, ohne zu verstehen.

«Ja, die Witwen halt. Des Völkermordes. Für sie hat der Präsident diese Häuser bauen lassen.»

Der Präsident, der Präsident – manche preisen ihn als Retter und Versöhner, für andere ist er Rächer und Tyrann. Trifft man Expats, weisen sie einen unge-

fragt darauf hin, dass man sich in einer Diktatur befinde. «Wo denkst du, sind all die Kritiker, all die Bettler, all die Künstler hin verschwunden?» Sie erzählen von Spionen, die an jeder Strassenecke lauern. Und selbst Anhänger des Präsidenten verneinen nicht, dass dieser mit harter Hand regiert.

In Kigali stand ich eines Abends am grossen Strassenkreisel gleich unter dem Hotel Milles Collines, in dem 1994 der Hotelmanager tausend Tutsi vor den Mordbanden versteckte. Neben mir stand Bill, ein Tour-Guide, in Uganda aufgewachsen, als Tutsiflüchtling im Exil, zurückgekommen, nachdem Präsident Kagame den Genozid beendet hatte. Ich fragte ihn, wo all die Leute

Gut zu wissen

Wandern: Rwanda ist ein tolles Wanderland. Es gibt zwei Langdistanzrouten und zahlreiche Ein- oder Zweitagestouren in den verschiedenen Nationalparks. Eine einzigartige Wanderung führt auf dem «Congo Nile Trail» entlang dem Kivusee. Die gesamte Wanderung dauert zehn Tage, man kann aber auch nur Teilstücke absolvieren. Im Tourismusbüro in Gisenyi lässt sich ein Führer organisieren. Allerdings kann man die Wanderung auch allein bewältigen: Sie ist gut ausgeschildert. Einfache Unterkünfte sind an den Etappenorten vorhanden, es empfiehlt sich, vorher anzurufen. Die Tour ist auch für Biker interessant. Eine berühmte Tageswanderung führt auf den Kratersee des 3711 Meter hohen Vulkans Visoke. Die Wanderung startet in Kinigi, wo sich auch das Hauptquartier des Vulkan-Nationalparks befindet, und dauert sechs bis acht Stunden. In der Gegend können weitere Wanderungen unternommen werden.

sein, die sonst in anderen afrikanischen Städten einfach so herumslendern, den Tag herumbringen.

«Das ist verboten. Wenn du einfach so hin und her läufst, kommt die Polizei. Oder ein Mitarbeiter des Geheimdienstes. Sie fragen, was du treibst. Und wenn du dann keine gute Antwort bereit hast, kriegst du Probleme.»

«Und das findest du gut?»

«Ja, du siehst ja, wie ordentlich es deswegen ist.»

«Aber fühlt sich das frei an?»

«Wenn ich etwas zu tun habe, kann ich ja schon herumlaufen. Auch wenn ich einfach einmal nur spazieren gehen will. Die Polizei erkennt dann meistens, ob ich ein Mühsamer bin oder nicht.»

Ordentlich ist es in der Tat. Und Kagame behauptet, das Land werde reicher und reicher. Alle würden profitieren. Ob das stimmt, ist umstritten. Vielleicht gehört Rwanda tatsächlich zu den am schnellsten wachsenden Ländern Afrikas. Zumindest in den Dörfern, die ich auf der Wanderung durchquere, ist vom Wohlstand nicht viel zu sehen.

Am dritten Abend der Wanderung sitze ich im Mondlicht am Kivusee im Sand, und plötzlich sehe ich mehr als am Tag, von dort drüben, dort, wo Kongo sein muss und der ganze Tag über nur Nebel hängt, vielleicht immer nur Nebel hängt, weil man Kongo nie sehen kann. Von hier nicht. Vielleicht von nirgendwo.

Ein Streifen am Horizont

Im Dunkel, von mir aus gesehen etwa drei Fingerbreit über der Linie, die ich als Ufer erahne, schwebt ein orangefarbener Streifen. Er fängt links oben an und gleitet langsam nach unten rechts, wird länger, hält dann die Länge, wird bald dicker, bald dünner. Ich kneife meine Augen zusammen, um besser zu sehen. Aber es hilft nichts: Was immer sich dort drüben gerade im Dunkel abspielt – ich sehe nur dieses Licht. Ist es ein Vulkan, der überfließt, Lava, die einen Hang hinabströmt? Ein gigantisches Feuer im Dschungel? Oder eine marodierende Miliz, die ein Dorf niedergebrannt hat? Im Hügel hinter mir kräht ein Hahn.

Ich sitze da, starre in dieses Licht – und weiss, dass ich nie erfahren werde, was sich in Kongo gerade abspielt, nie wissen werde, welch Ungeheuer dort lauert. So ohnmächtig müssen sich Entdecker gefühlt haben, in der dunklen Vorvergangenheit, als es keine Nachrichten gab, kein Internet, keine geschriebene Geschichte, nur Lichter, die am Horizont aufflammten und dann wieder erlöschen. Am nächsten Morgen bleibt von Kongo nur der Nebel.

Ich gehe weiter, durch die Hügel und die Bananenstauden, der Uferböschung entlang, über einen Strand, der mit vertrockneten Chilischoten gesprenkelt ist, weil wohl ein Kanu gekentert ist. Der Fischmarkt von Nkunku liegt verlassen da. Nur am Dienstag und Freitag sind die Betonklötze, die als Tische dienen, mit Fisch bedeckt. Doch die erdigen Gassen sind auch heute mit fischer Luft gefüllt.

Man kann weiterwandern und mit mehr Leuten reden. Die Gespräche gleichen sich, die Landschaften auch. Das ist gut. Denn die Leute sind nett. Und die Landschaft ist schön.

Vielleicht ist ja wirklich alles gut in Rwanda. Für den Moment.

Radfahren: Die guten Strassen, der vergleichsweise geringe Verkehr und das angenehme Klima machen Rwanda zu einer spannenden Destination für Hobbyradfahrer. Auf bikepacking.com finden sich Karten und Tipps für Biker.

Safari: Der Akagera-Nationalpark ist noch ein Geheimtipp. Deutlich günstiger als in Tansania oder Kenya lassen sich hier die Big Five (Elefant, Nashorn, Büffel, Löwe und Leopard) beobachten.

Gorillas: Die meisten Touristen besuchen Rwanda, um die Gorillas im Vulkan-Nationalpark im Norden des Landes zu sehen. Um die Gorillas zu schützen, hat die Tourismusbehörde den Zugang beschränkt: Nur 80 Permits pro Tag werden vergeben. Pro Person kostet ein solches 1500 Dollar. Reiseagenturen können am besten abschätzen, wann wie viele Permits verfügbar sind, und diese am schnellsten organisieren.